

ANNETTE & MARTIN
MEYERS

Ein Holländer
in New York



DUTCHMAN 1

Weltbild

Im Sommer 1664 wehren sich die Bewohner der kleinen holländischen Kolonie Neu-Amsterdam gegen die drohende Invasion der Engländer. Peter Tonnemann, Oberhaupt der Siedlung im Süden Manhattans, wird plötzlich mit einer Reihe von brutalen und rätselhaften Verbrechen konfrontiert. Als der Wirt eines Gasthauses, das er häufig besucht, erhängt aufgefunden wird, zweifelt Tonnemann an dem vermeintlichen Selbstmord und macht sich auf die Suche nach den Tätern. Dabei lernt er die schöne Racquel Mendoza kennen, deren Mann auf geheimnisvolle Weise verschwunden ist.

Dutchman-Serie

1. Ein Holländer in New York
2. Das Kingsbridge-Komplott
3. Das Todeswasser von New York
4. Der Sheriff von New York
5. Das Haus in der Mulberry Street
6. Der Luzifer Pakt

Annette und Martin Meyers

Ein Holländer in New York

Historischer Kriminalroman

Aus dem Amerikanischen von Wolfdietrich Müller

Weltbild

Die Autoren

Bevor Annette Meyers mit der Schriftstellerei begann, arbeitete sie 16 Jahre als Assistentin des bekannten Broadway-Produzenten und Regisseurs Hal Prince. Später war sie 16 Jahre bei einem Headhunter beschäftigt, der führende Wallstreet-Positionen vermittelte.

Mit ihrem Mann Martin arbeitete sie an einer historischen Serie, die in den Jahren zwischen 1684 und 1884 in New Amsterdam, einem Teil von New York, angesiedelt ist. In Amerika erscheinen diese Romane unter dem holländisch klingenden Pseudonym Maan Meyers, in Deutschland unter dem Namen des Ehepaars: Annette und Martin Meyers.

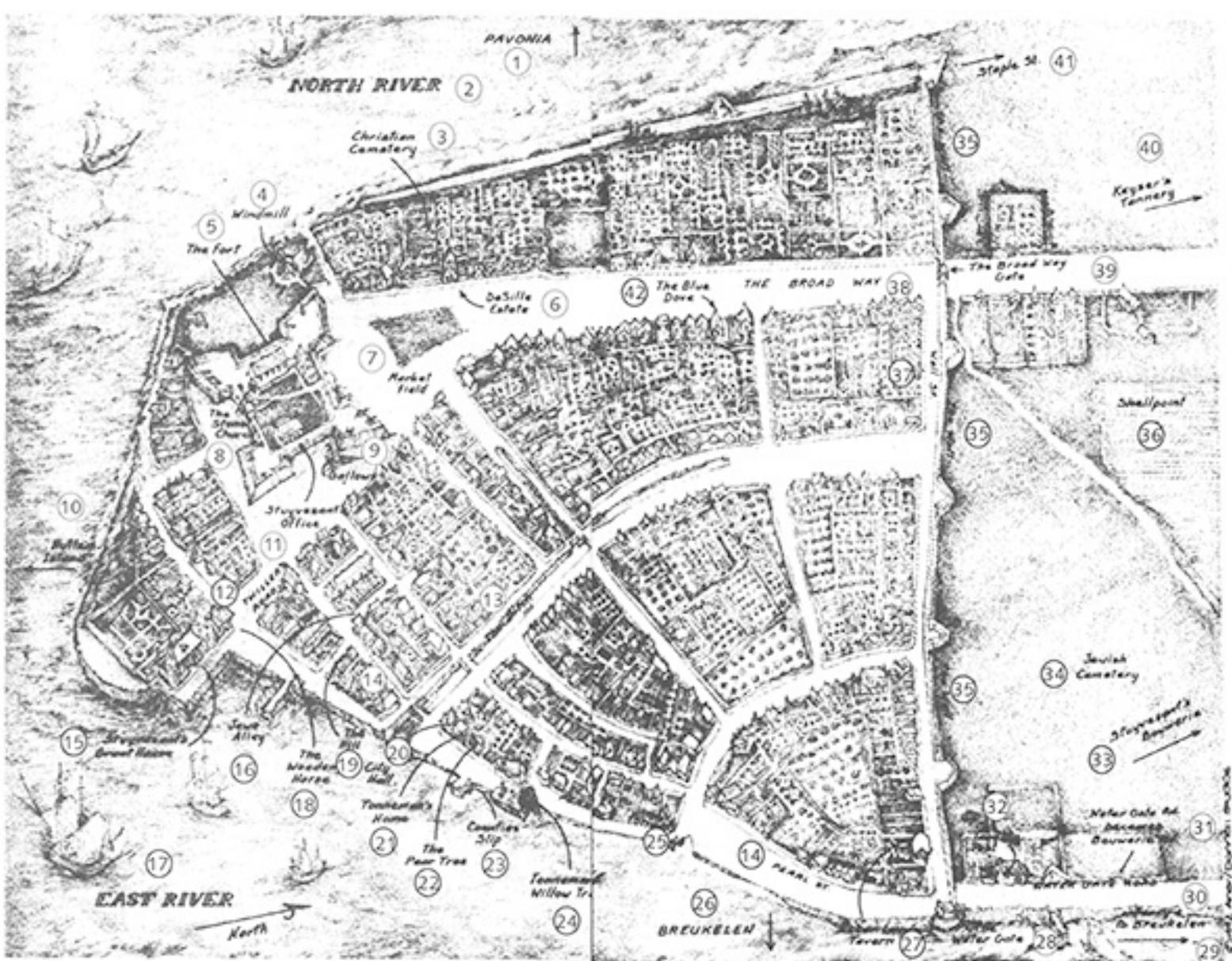
Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel The Dutchman.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2018 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 1992 by Annette Meyers und Martin Meyers
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1994 by ECON-Taschenbuch-Verlag GmbH, Düsseldorf/Wien. Econ ist ein
Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Übersetzung: Wolfdietrich Müller
Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising
Titelmotiv: © istockphoto
E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara
ISBN 978-3-95973-626-8

Herzlichen Dank dem Bowne House in Flushing, N.Y., dem Tea Council der USA, dem Brooklyn Botanic Garden, der New York Public Library, dem wunderbaren Personal der Bibliothek der New York Historical Society und Kevin Jennings. Und ein besonderes Dankeschön an Kate Miciak, die alles ermöglicht hat.



Legende

- 1 – Pavonia (heute: New Jersey)
- 2 – Noordt Rivier
- 3 – Christlicher Friedhof
- 4 – Windmühle
- 5 – Fort
- 6 – Desilles Anwesen
- 7 – Marktplatz
- 8 – Sint-Niklaes Haus
- 9 – Galgen
- 10 – Nutten Island (heute: Govenors Island)
- 11 – Stuyvesants Amtssitz
- 12 – Twillerstraat
- 13 – Heere Gracht
- 14 – Parelstraat
- 15 – Stuyvesants großes Haus
- 16 – Jodensteeg

- 17 – Oost Rivier
- 18 – Schenke »Zum Holzpferd«
- 19 – Die Mühle
- 20 – Rathaus
- 21 – Tonnemanns Haus
- 22 – Schenke »Zum Birnbaum«
- 23 – Coenties Slip
- 24 – Tonnemanns Weidenbaum
- 25 – Strand
- 26 – Breukelen (heute: Brooklyn)
- 27 – Asser Levys Schenke
- 28 – Stadttor
- 29 – Fähre nach Brooklyn
- 30 – Waterpoortstraat
- 31 – Die Waterpoortstraat wird zur Bouwerie Road
- 32 – Handelsposten
- 33 – Stuyvesants Bouwerie
- 34 – Jüdischer Friedhof »Taube«
- 35 – Wall
- 36 – Kalchhook
- 37 – Het Cingle
- 38 – De Breede Wegh
- 39 – Stadttor
- 40 – Keysers Gerberei
- 41 – Stapelstraat
- 42 – Schenke »Zur Blauen Taube«

BUCH I
DIE HOLLÄNDER

PROLOG

MONTAG, 30. DEZEMBER.
NACHT.

Smitt zog den Kragen des Biberpelzmantels fester um den Hals, um sich gegen das Schneegestöber zu schützen. Der eisige Wind, der über den Oost Rivier fegte, brannte ihm in den Augen. Der Mond schien nur schwach, doch Smitt fand den Weg auch im Dunkeln und betrunken. Die Kälte kroch in ihm hoch und ließ seine Finger steif werden. Er hatte die Handschuhe verloren. Stumm lief der gelbe Hund voraus, wälzte sich im Schnee und kam zurück. Das Tier schnappte nach den beiden Hasen, die Smitt über der Schulter hängen hatte.

Mit einem Ruck riss er dem Hund die Hasen vor der Schnauze weg und zog mit starren, ungeschickten Fingern eine kleine Flasche Branntwein aus der Manteltasche. Hinter ihm verwehte der Schnee seine Fußabdrücke, als wäre er den Weg nicht gegangen. Smitt leerte die flache Flasche mit einem langen Zug und hielt sie dann dem Hund hin; der Vierbeiner leckte daran. Smitt schleuderte die Flasche weg und der gelbe Hund jagte ihr nach.

Gerade wollte Smitt den Hund zurückrufen, als er innehielt. Vor ihm bewegte sich etwas im Mondlicht, ganz nah am Fluss. Zwei Gestalten. Sie standen erst zusammen, trennten sich, hielten einander dann wieder fest, als tanzten sie am Flussufer. Einer riss sich los. Der andere verfolgte ihn, griff nach ihm, erwischte nur den Mantel des Opfers. Wütend warf der Jäger den Mantel beiseite.

Ein silbergrauer Meeresvogel, der am vereisten Flussufer Futter suchte, kreischte aufgeregt, schlug mit den Flügeln und floh vor den Störenfrieden, dann ließ er sich in einiger Entfernung auf einem der schneebedeckten Pfähle nieder.

Smitt wischte sich den Schnee vom Gesicht. Er dachte daran, näher hinzugehen, fürchtete aber, man könnte ihn sehen.

Der Vogel ergriff mit wütendem Flügelschlagen wieder die Flucht. Eine Flügelspitze streifte den Hut der einen Gestalt und gab ihm einen kräftigen Schubs, sodass er in die Dunkelheit über den Fluss trudelte.

Im Mondlicht, vom Schneetreiben getrübt, sah Smitt, wie eine Hand einen Knüppel hochriss, einen Augenblick innehielt, dann zuschlug. Und hoch. Und nieder.

Ein Schrei, so schwach, dass ihn nur der Schläger, Smitt, der gelbe Hund und der Meeresvogel hörten, wisperte über den zugefrorenen Hafen. Dann wurde etwas auf die Holzbohlen des Piers gezerrt, genau auf die Stelle zu, die der Meeresvogel als Zuflucht gewählt hatte.

Empört kreischend stieß der Vogel noch einmal auf den Mann herab. Der Mann schlug wütend mit dem Knüppel nach dem Tier, dann schob er die Last an die Kante des Piers. Er hielt einen Augenblick inne, als dächte er nach, dann beförderte er den leblosen Körper mit einem Tritt hinunter. Ein leises Klatschen folgte; der Mann wog den Knüppel in der Hand und warf ihn dem Körper hinterher ins eiskalte Wasser.

Der gelbe Hund bellte und kehrte zu Smitt zurück, der das Tier an der Schnauze packte und sich auf den Boden fallen ließ.

Von dem Laut aufgeschreckt, schaute der Mann sich in der dunklen Nacht um. Die eisigen weißen Atemstöße verschmolzen mit den Schneeflocken im Mondlicht. Er kniete sich hin und spähte ins Wasser. Dann wischte er sich die Hände ab, rieb sie gegen die schneidende Kälte aneinander und hob etwas vom Boden auf.

Der Schnee fiel nun dichter, und die Gestalt verschwand plötzlich in die Dunkelheit und überließ die Winternacht wieder den Meeresvögeln, dem gelben Hund und Hendrik Jansen Smitt.

MITTWOCH, 16. JULI.

MORGEN.

Der Tau war an diesem Sommermorgen nass wie Regen und im Ort waren die ersten Geräusche der erwachenden Bewohner zu hören. Ein Hund begann zu heulen. Das Heulen wollte nicht nachlassen, und es klang so jämmerlich und unheimlich, dass die Leute schlaftrunken aus den Häusern eilten, um das Tier zu suchen.

Sie fanden den gelben Hund mit schlaffen Ohren und hängendem Schwanz vor der Schenke Zum Birnbaum, neben dem Baum, der dem Wirtshaus den Namen gab.

An einem niedrigen Ast hing, mit einem Strick um den Hals, der Herr des Tieres und Mitbesitzer der Schenke, Hendrik Jansen Smitt. Auf der Erde unter der Leiche lag ein umgekippter Holzklotz. Das amtliche Urteil des Gemeinderates lautete auf Selbstmord.

Im vergangenen Winter war Smitt beschuldigt worden, das Sonntagsgesetz verletzt zu haben, indem er Schnaps verkauft hatte. Im April warf man ihm dasselbe Vergehen vor. Einen Monat später wurde er wieder vor den Rat zitiert. Dieses Mal, weil er nach der Sperrstunde verkauft und damit ausgelassenes Singen angestiftet und Ruhestörung verursacht hatte.

Er wurde zu einer Strafe von zwanzig Gulden verurteilt und gerügt.

Tonneman, der Schout der Stadt, war betrunken, als Joost Zoelan, Smitts Teilhaber im Birnbaum, ihm an jenem Julimorgen von Smitts Tod berichtete. Der Schout und Smitt waren eng befreundet gewesen. Als er die Neuigkeit erfuhr, stürzte Tonneman aus seinem Haus, das neben dem Birnbaum stand, und bahnte sich einen Weg durch die kleine Menschenansammlung um den Baum. »Du einfältiger Tölpel«, wetterte er gegen den toten Mann.

Auf dem umgekippten Klotz stehend, verlangte Tonneman, man solle Smitt als abschreckende Lektion für andere auf dem Holzpferd durch den Ort ziehen. »Dann soll er zu diesem verfluchten Birnbaum zurückgebracht und ohne Zeremonie vergraben werden, und ich will eigenhändig einen Pfahl hier aufstellen, um an seine schändliche, feige Tat zu erinnern.«

»Das ist ein wenig streng«, sagte Joost Zoelan, als er Tonneman ins Bett brachte, damit er seinen Rausch ausschließ. »Außerdem wäre es nicht gut fürs Geschäft.«

Tonneman hatte im letzten Winter seine Frau verloren und trauerte noch um sie. Joost Zoelan wusste, dass Tonneman auch von Smitts Tod schwer getroffen war.

Die städtischen Amtsträger und viele Freunde Smitts zeigten sich gegenüber dem Selbstmord toleranter. Es wurde verfügt, dass der Schankwirt ein anständiges Begräbnis auf dem städtischen Friedhof erhalten sollte.

Alle nahmen an, dass Smitt sich wegen seiner Probleme mit dem Gesetz getötet hatte.

MONTAG, 25. AUGUST.

DIENSTAG, 26. AUGUST.

NACHT, FRÜHER MORGEN.

Es war lange nach dem 9-Uhr-Läuten, eine heiße, stickige Nacht. Nur die obere Hälfte der waagrecht geteilten Tür zum Birnbaum stand offen. Tonneman stieß mit dem Knie die untere Hälfte auf, und die Kerzen auf der Theke flackerten im Luftzug, als er hineintorkelte. Die schummrige Stube war vernebelt vom Rauch, die Luft drinnen so feucht wie draußen. Der Schout ging zu der zerkratzten, wachsbespritzten Theke und legte seinen zwei Fuß langen Eichenknüppel darauf.

Der gelbe Jagdhund, der einst Hendrik Smitt gehört hatte, schlief ausgestreckt neben der Sandkiste zwischen den Fässern, die den Schanktisch trugen. Das Tier öffnete die Augen, erkannte Tonneman und schloss sie wieder.

Tonneman achtete kaum auf den Gerber Jan Keyser, der besinnungslos wie gewohnt mit heraushängender Zunge über einem der langen Holztische hing. Allerdings nahm der Schout den Juden Mendoza mit seiner schwarzen Seidenkappe zur Kenntnis, der am anderen Ende der Theke stand und mit dem Engländer Woods redete. Unwahrscheinlich, dass die beiden Geschäfte miteinander machten, dachte Tonneman flüchtig.

Joost Zoelan, der hochgewachsene sehnige Mann mit rötlich-blondem Haar hinter dem Schanktisch, spülte ein großes Glas in dem Eimer voll abgestandenen Wassers aus und schenkte Tonneman ein reichliches Maß Branntwein ein. In den acht Monaten seit dem Tod seiner Frau war Tonneman ein nächtlicher Stammgast geworden.

Der Kerzenschein funkelte auf den blauen Facetten des Branntweinglases; gegen seinen Willen dachte Tonneman an Marias blaue Augen. Er machte eine wegwerfende Bewegung und lehnte sich schwer auf die Theke. Die Holzplatte ächzte, und er zog sich zurück; sein Degen, der in der Scheide an dem schmucklosen braunen Gehenk hing, schlug gegen seinen Schenkel.

»Nein!« Mendozas Stimme war scharf vor Zorn.

Joost spitzte die Lippen. »Juden«, bemerkte der Wirt verächtlich.

Tonneman wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn. »Herrgott, Joost, diese Hitze ist ... unerträglich«, schloss er lahm. Er war ein massiger, starker Mann von zweiundvierzig Jahren, mit langen Armen und breiten Schultern. Und er war müde, war so vieler Dinge überdrüssig.

»Eine elende Nacht«, stimmte Joost zu. »Aber es gibt Orte, wo die Hitze noch schlimmer ist.« Der Wirt zapfte ein Bier aus dem Fässchen auf der Theke.

Tonneman setzte seinen schwarzen Hut ab und legte ihn neben den Knüppel. »Und wenn ich dort ankomme, reserviere ich dir einen Platz am Feuer.«

Joost hob seinen Humpen. »Zur Hölle mit dir und zur Hölle mit mir. Und Gott segne abwesende Freunde.« Er trank sein Bier mit einem langen Schluck und rülpste.

»Gott segne abwesende Freunde«, sagte Tonneman widerwillig. »Hendrik Smitt.«

Tonneman war seinem Freund immer noch böse, weil er sich das Leben genommen hatte. Er trank sein Glas mit dem scharf schmeckenden Branntwein aus und schob es Joost zum Nachfüllen hin.

In der gegenüberliegenden Ecke der Stube saß ein Mann mit stark pomadisiertem schwarzen Haar. Er hatte schlaue Augen und machte einen irreführend ängstlichen Eindruck. Dies war Rat Nicasius de Sille, ein anderer alter Freund Tonnemans und sein Vorgänger als Schout. De Sille leckte an den Fingern und drückte den Docht der Kerze auf seinem Tisch aus, sodass er und seine Kumpane im Dunkeln saßen.

»Was macht Ihr da?«, fragte einer laut.

»Verdammt, Bridge, still«, sagte Nick de Sille und schlug Bridge auf den Arm.

»Nennt mich nicht Bridge«, brauste Bridge in dem unreinen Holländisch eines Fremden auf. »Mein Name ist van Brugge.«

Der dritte Mann, Thomas Atkins, für diesen Landstrich zu elegant gekleidet in Seide und Spitzen, rückte seine achteckige Brille zurecht, äußerte sich jedoch nicht.

»Warum die Heimlichkeit?«, fragte van Brugge eindringlich in einem rauen Flüsterton.

»Unser Freund hier in seinem modischen Putz sticht ab wie ein Indianer in der Kirche.

Besser, wenn Tonneman uns nicht sieht ...«

»Welchen Schaden kann der Säufer ...«

» ... oder hört.«

De Sille hätte sich nicht sorgen müssen, denn zu dieser späten Stunde war Tonneman über den Punkt hinaus, an dem er sich um etwas anderes als den Inhalt seines Glases kümmerte.

»Wie geht die Arbeit an den Befestigungen voran?« Joost schenkte Tonneman noch einen Branntwein ein.

»Du hast die Frechheit zu fragen? Die Trommel hat heute um fünf laut und deutlich geschlagen. Da du nicht erschienen bist, um mit den anderen die Schaufel zu rühren, wirst du hiermit zu einer Strafe von sechs Gulden verurteilt.«

Joost legte ruhig sechs Goldstücke vor Tonneman auf die Theke und reckte das Kinn als stumme Wiederholung seiner Frage.

»Langsam«, antwortete Tonneman. »Obwohl all die Sklaven helfen, die mit der Gideon gekommen sind. An die dreihundert, aber ohne Regen ist der Grund wie Stein, schwer zu graben und schwer zu tragen.« Er fuchtelte mit seinem Glas herum. »Du wirst die Anordnung gehört haben. Wegen der Getreideknappheit dürfen die Brauer in den nächsten acht – na ja, einer ist schon vorbei –, sieben Tagen kein Malz bereiten.«

Joost grinste. »Unter der Hand kann ich vielleicht von den Johnnies etwas zusätzlich bekommen. Zum entsprechenden Preis. Und wenn das nicht klappt, muss ich eben lernen, dem Fusel, den du trinkst, auf den Geschmack zu kommen.«

Tonneman nahm einen kräftigen Schluck Branntwein. Er war kein glücklicher Mann. Er arbeitete für die Kompanie, wie früher auch Joost, und er ärgerte sich über die Einschränkungen. Er durfte nicht selbständig Handel treiben; er durfte nicht am Reichtum teilhaben, den die Kaufleute erzielten. Er durfte nicht einmal Land bebauen, ohne dass

die Kompanie ihm ein Stück wegnahm.

»Du hast recht daran getan, dass du dich davon befreit hast«, sagte er Joost. Er klopfte seinem Freund mit einer schwieligen Hand auf die Schulter. »Ich bin an die Kompanie gebunden.«

»Das Leben ist schwer. Man muss sich entscheiden.« Joost schenkte Tonneman Branntwein nach und füllte den eigenen Humpen.

Tonneman trank und nickte. Er fühlte sich jetzt beschwipst. Er hätte schlafen können, aber der Morgen graute schon. Mit dem Zeigefinger stopfte er den Tabak in seiner langen Tonpfeife und zündete die Pfeife mit einer Kerze auf der Theke an, wobei Talg in die Schale und auf seine Hand tropfte. »Du lieber Gott«, sagte er.

»Zu dickköpfig, um einen Anzünder zu benutzen?« Joost Zoelan lachte und deutete auf den kleinen Stoß getrockneter und gewachster hohlstieliger Binsen auf der Theke, die eigens für diesen Zweck bereitlagen.

»Ich bin ein alter Hund«, murmelte Tonneman paffend.

Sie drehten sich bei dem dumpfen Schlag um. Ein magerer Mann stolperte aus der Dunkelheit herein. Es war der Algonkin, Stummelnase, so genannt wegen der hässlichen, klaffenden Wunde, die er während Kommandant William Kiefts Überfall auf sein Volk drüben in Pavonia im Februar 43 erhalten hatte. Nahezu jeder Mann, jede Frau und jedes Kind seines Stammes waren von den Männern des Kommandanten niedergemetzelt worden, und Stummelnase war für tot liegen geblieben.

Die Siedler sahen in Stummelnase den grausamen, wilden, gefährlichen Krieger; die Indianer kannten ihn als einen, der nur so tat.

Er war nichts weiter als ein Säufer, und die Narbe ließ ihn wilder erscheinen, als er war. Er nutzte sie erfolgreich, um Frauen und Kinder zu erschrecken, und als Freibrief, um in den Schenken aufdringlich zu reden und Getränke zu schnorren. Er war ungefähr so groß wie Zoelan, aber halb nackt, denn er trug nur einen alten, staubigen schwarzen Holländerhut, schmutzige Reithosen aus Wapitileder und zerschlissene Mokassins. In seinem Gürtel steckten ein Biberzahnmesser und ein irokesischer Tomahawk, aus einem einzigen, zwei Fuß langen Stück Hartholz geschnitzt und mit einer Kugel am einen Ende. Ein scharfer Stein ragte aus der Kugel vor.

»Gib mir einen aus, Tonneman.« Stummelnases verunstaltetes Gesicht erschien Tonneman nicht mehr fremd wie vor zwanzig Jahren, als er den Algonkin zum ersten Mal gesehen hatte, in dem Jahr, in dem er seine junge Frau in diese Neue Welt gebracht hatte.

Jetzt mischten sich Stummelnase und die Männer seines Stammes, deren Köpfe kahl gezupft waren bis auf einen hochstehenden Mittelstreifen von der Stirn zum Nacken, fast selbstverständlich unter die Dorfbewohner.

Die Frauen beschwerten sich natürlich, doch meist waren die Wilden friedfertig, außer wenn sie starke Getränke im Bauch hatten. Die Kompanie und der Boss hatten verfügt, dass kein Bier und kein Branntwein an sie verkauft werden durften, aber das Gesetz ließ sich nicht leicht durchsetzen.

»Ich habe dir geheißen, nicht hier hereinzukommen, Mann«, sagte Tonneman zu dem Indianer. Seine Stimme war leise und sein Ton gelassen, obwohl ihm der Branntwein die

Zunge schwer machte.

»Ein Glas, und ich gehe.«

»Kein Glas, und du gehst.«

Der Algonkin blickte ihn feindselig an und zeigte seine schwarzen Zähne. Schon schwer betrunken und nicht mehr fest auf den Beinen, griff er nach Tonnemans Kehle.

Der Schout verpasste ihm mühelos einen Schlag mit dem Handrücken, sodass er zu Boden ging. Ohne die Augen zu öffnen, schnüffelte der Hund an den stinkenden Mokassins direkt vor seiner Nase und wandte seinen Kopf ab.

Tonneman drehte sich zu Joost um: »Ich dachte, ich hätte dir gesagt, ihm nichts mehr auszuschenken.«

Der Wirt langte hinter die Theke nach dem Spundhammer, der gerade für solche Fälle nützlich war. Als der Algonkin mit dem Tomahawk in der Hand aufsprang, gab Joost ihm mit dem schweren Holzschaft eins über den Schädel, dass Stummelnase das Bewusstsein verlor. Ungehalten über die Störung knurrte der Jagdhund im Schlaf. Joost klopfte mit seinem Spundhammer auf Tonnemans Knüppel. »Der hilft dir nicht, wenn du ihn nicht benutzt.«

Tonneman betrachtete kurz den Körper des Indianers, dann wandte er sich wieder an Joost. Er spuckte in die Sandkiste. Beleidigt stand der Hund auf, ging an die Haustür und legte sich über die Schwelle. »Danke, mein Freund«, sagte Tonneman förmlich und deutete eine Verneigung an.

»Das war ich ihm schuldig«, sagte Joost. »Als er das letzte Mal hier war, hat mir der Halunke falschen Zaster angedreht.«

»Du hättest ihn beinahe totgeschlagen. Ich möchte dich ungern hängen lassen, aber dieser Galgen im Fort wartet geradezu darauf, benutzt zu werden.«

»Du würdest mich doch nicht wegen eines wild gewordenen Indianers hängen, Tonneman.«

»Warum nicht? Bedauere den armen Galgen, der immer noch jungfräulich ist. Er wartet auf dich oder einen wie dich.«

Joost lachte. »Nicht auf mich. Ich bin zu hübsch zum Hängen.«

»Ja, das bist du.« Tonneman beugte sich über die Theke und kniff Joost in die Wange. Dann betrachtete er seine Hand und schüttelte traurig den Kopf. »Ich werde schwach wie ein Kind. Die Zeiten sind vorbei, dass Männer am Boden blieben, wenn ich sie schlug.« Er leerte sein Glas und steckte die Pfeife in den Mund. »Schaff den gottlosen Säufer fort und schenk ihm nichts mehr aus.«

Joost antwortete nicht. Er bediente jeden, der zahlen konnte, und Tonneman wusste das.

»Ich meine es todernt, Joost. Nur wenn du vorsichtig bist, kann ich dir Ärger vom Hals halten.« Tonneman zündete die Pfeife wieder an. »Als der Boss heute zurückkam, tat er so, als wäre ich für all seine Probleme verantwortlich. Es ist nicht meine Schuld, dass er in Fort Oranje krank wurde. Ich habe die Engländer nicht kommen lassen. Wenn er hört, dass es hier bei dir Ärger gibt, werde ich dein Haus schließen müssen.« Der Schout stülpte sich den schwarzen Hut auf.

»Der Boss hat keine Zeit für Kleinigkeiten, Tonneman.« Joosts Mund zuckte. »Er hat zu

viele Sorgen wegen der Engländer.«

»Tu, was ich dir sage«, warnte Tonneman. Er strich die sechs Gulden in seine Wildlederbörse, warf ein paar Stuiver auf die Theke und nahm seinen Knüppel.

»Ich verstehe«, erwiderte Joost hastig und kam um die Theke herum nach vorn. Tonnemans Zorn konnte gefährlich werden. Joost legte den Tomahawk auf die Brust des Indianers, packte in das Bündel Haare und zog den Algonkin an dem dunklen Tisch vorbei, an dem sehr still drei Männer saßen. Er öffnete die Hintertür, zerrte den reglosen Körper des Indianers in die Dunkelheit hinaus und warf ihm seine Waffe hinterher.

»Und pass auf, dass es nicht zu laut wird«, rief Tonneman über die Schulter, als er nicht gerade sicher über den Hund stieg und durch die Haustür ging. »Ich will versuchen zu schlafen.«